

Vierte Stolpersteinverlegung in Heidelberg

Ansprache vor dem Haus Plöck 34, 69117 Heidelberg, am 17. März 2013

Gedenksteine für Familie Seligmann und Julie Jankau:

FRIEDRICH SELIGMANN (1881 - 1951)

FLORA SELIGMANN, GEB. HIRSCH (1887 - 1948)

LUDWIG SELIGMANN (1910 - 1998)

JULIE JANKAU (1863 - 1942)

Die Stolpersteine sagen: *e i n e n* Weg, wie Erinnerung aussehen kann. Sie schaffen eine Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie drücken aus, dass es um Aufklärung geht und um Wahrheit. Sie würdigen die Individuen, würdigen den einzelnen Menschen, keine Masse von Entrechteten, Vertriebenen, Deportierten und Ermordeten. Sie werfen hier an Ort und Stelle ein kurzes Licht auf die Geschichte meiner Großeltern, meines Vaters und auf die von Frau Julie Jankau. Die Angaben auf den Steinen umfassen die Zeitdauer von ihrer jeweiligen Geburt bis zu ihrem Exil, in das sie - im Falle meiner Großeltern und meines Vaters - gingen, um ihrer Ermordung zuvor zu kommen. Anders Frau Jankaus Schicksal: sie wurde - als fast 80-Jährige - deportiert und dann - wahrscheinlich in einem der beiden Lager Récébédou oder Noé - getötet.

Exil im ursprünglichen Wortsinn meint: in der Fremde weilend, verbannt, meint: die Abwesenheit eines Menschen aus der eigenen Heimat, meint: das Verlassen des Heimatlandes auf Dauer.

Das Exil zu suchen ist nicht gespeist durch den Wunsch nach selbstgewählter Veränderung, sondern durch den Wunsch nach Leben!

Was aber ging hier der Vertreibung voran?

Zunächst eine lange Zeit des Lebens als assimilierte jüdische Familie. Meine Großmutter kam als junge Frau vom Land, kam aus der Nähe von Bad Rappenau. Sie entstammte einer großen Familie und traf in Heidelberg auf eine kleinere, deren Mitglieder ihr zunächst recht fremd waren. Dann die Heirat 1909, die Geburt meines Vaters im Jahr darauf, der Aufbau der eigenen Bäckerei, zunächst in gemieteten Räumen im Haus neben diesem, in Nummer 36.

Der Erste Weltkrieg, in den mein Großvater mit seinem patriotischen Verständnis als guter deutscher Jude zog, um dann vier Jahre lang im Elsass mit seinen

Kameraden um den Hartmannsweilerkopf zu kämpfen. Seine Rückkehr nach Hause 1918.

Ein Schulkind, bereits in der zweiten Klasse der Friedrich-Ebert-Schule wenige Straßen von hier, erwartete ihn. Ob es ihn noch erkannte? Der letzte Besuch des Vaters lag zwei Jahre zurück. Das Foto in der Broschüre zur Stolperstein-Verlegung zeigt den Soldaten und seinen kleinen Sohn mit stolz geschultertem Gewehr. Dann war der Krieg zu Ende, der Vater wieder zurück, aber irgendwie fremd, dünner, viel schwächer, als das Kind ihn in Erinnerung hatte, und auch so schweigsam geworden, wahrscheinlich über all dem Schrecken des nun zurückliegenden Kriegsalltags.

Aber das Leben ging weiter, das Geschäft florierte, sodass bereits 1920 der Kauf des Hauses Plöck 34 - vor dem wir nun stehen - möglich wurde. In die neuen Räumlichkeiten wurden auch die Backstube und der Laden mit Café verlegt.

Es gab gut nachbarschaftliche, vielleicht auch freundschaftliche Beziehungen. Man war integriert, und noch verhinderte kein totalitäres Regime das Private. Das änderte sich rasch. Ab 1933 begann sukzessive die Entrechtung und Ausgrenzung. In deren Folge stand am Schluss die Vernichtung vieler Menschen. Es führte gerade bei den Jüdinnen und Juden genau dieses „sich dazugehörig fühlen“ in die Falle.

„Wir haben schon vieles überlebt, auch das hier wird sich wieder ändern“, oder: „Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird“.

Auch in meiner Familie gab es diese Redewendungen.

Aber gleichzeitig gab es auch deutliche Zeichen: einen in vorausweisendem Gehorsam vom Bürgermeister der Stadt verfügten Boykott der Backwaren meines Großvaters. Unmittelbar nach der Machtübertragung an die Faschisten durfte er die Schulen nicht mehr mit Pausenverpflegung für die Kinder beliefern.

Viele jüdische Jugendliche und Erwachsene waren in Sportvereinen aktiv. Bald erfolgte deren Ausschluss, unter ihnen auch der meines Vaters. Die Zeit als Mitglied in einem der örtlichen Fußballvereine war vorbei.

Im Unrechtssystem ist Recht nicht möglich.

Wie überall in Deutschland wurde auch den Heidelberger Jüdinnen und Juden die Normalität ihres Alltags fortschreitend genommen. So war der Besuch öffentlicher Schwimmbäder, das Benutzen der Straßenbahn, das Halten von Haustieren, Kinobesuche, Konzertbesuche, Theaterbesuche für Jüdinnen und Juden verboten. Es gab Pöbeleien durch die SA.

„Das Übel hat kein eigenständiges Sein, sondern ist nur Mangel an Sein bzw. Mangel an Gutem“, so sagt Augustinus.

Für meinen Vater spitzte sich die Lage zu, als er 1935 wegen seiner Beziehung zu einer nicht-jüdischen Frau denunziert wurde und wegen Rassenschande angeklagt werden sollte. Er kam seiner Verhaftung zuvor, floh über Nacht, nachdem er von einem ehemaligen Fußballkameraden - inzwischen Mitglied der SA - gewarnt worden war: „Lutz, die holen dich morgen in aller Frühe, pack ein paar Sachen und verschwinde.“

In Bremerhaven angekommen, gab es ein Frachtschiff, mit dem er bis Uruguay kam. Dort gelandet, der Landessprache nicht mächtig, fand er nach einer Zeit eine Stelle als Bäcker. Um sein kärgliches Einkommen aufzustocken, spielte er allabendlich Klavier, um dann nach Schließung der Bar von dort direkt zum Brötchen backen zu gehen.

Bald bedrängte er seine in Heidelberg gebliebenen Eltern, endlich nachzukommen. Besonders meine Großmutter war völlig dagegen, mochte sich mit 50 keinen Neuanfang - 12.000 km entfernt von Heidelberg - mehr vorstellen. Aber die Zeit der politischen Fehleinschätzungen war für meine Großeltern unwiderruflich vorbei.

Im Zuge und Zwange der sich ankündigenden „Arisierung“, wie der von den Nationalsozialisten geprägte Begriff hieß, wurden Haus und Geschäft im Sommer 1938 verkauft. Davon zeugte bis vor wenigen Tagen noch die Aufschrift hier über dem Laden – „Bäckerei Konditorei seit 1938“ war da zu lesen. Die Jahreszahl wurde aktuell übermalt: „seit 1904“ ist dort oben nun zu sehen. Diese Jahreszahl bezieht sich allerdings vor 1938 auf die über hundert Kilometer weit entfernt stattgefundene Familien- und Berufsgeschichte der heutigen Besitzer. Sie hat, anders als die inzwischen verdeckte Zahl 1938, nichts mit der hiesigen Örtlichkeit zu tun. Ohne den Nationalsozialismus hätten meine Großeltern die Bäckerei weitergeführt. Der Verkauf erfolgte im Zuge der „Arisierung“ des Besitzes jüdischer Menschen in Deutschland. Auch nach dem Verkauf d i e s e s Geschäftes schalteten die neuen Besitzer Anzeigen in der hiesigen Zeitung, um darauf hinzuweisen, dass die Bäckerei von nun an „rein arisch“ weitergeführt werde.

Fällt die Anerkennung dessen, was war, den Nachgeborenen der Käufer schwer?

Im August 1938, drei Monate vor dem Pogrom des 9. November, verließen meine Großeltern ihre Heimat. Sie konnten in der Fremde - auch nach über zehn Jahren - nicht mehr Fuß fassen. Sie fühlten sich wie Menschen zwischen zwei Welten. Sie wurden nie wieder heimisch.

In Uruguay erfuhren sie von der Ermordung fast aller zurückgebliebenen Verwandten. Ihnen war kein Entkommen aus Nazi-Deutschland gelungen. Diese Verwandten waren nach Gurs, nach Riga, nach Auschwitz deportiert worden und kamen dort um.

Ich als Mensch mit jüdischer Herkunft brauche kein öffentliches Gedenken an bestimmten Tagen des Jahres. Mir ist in gewisser Weise immer gegenwärtig,

welche Folgen und Bedeutungen das Exil meiner nächsten Angehörigen und die Deportation und Ermordung der weiteren Familie für meine Biografie und auch für die meiner Kinder haben. Und mir ist bewusst, dass sich die brutale Geschichte auf den seelischen Zustand meiner Großeltern und meines Vaters bestimmend und in gewisser Weise auch zerstörerisch auswirkten.

Ich vermute - mit Blick auf meine Großeltern - und ganz sicher weiß ich es von meinem Vater, dass ihre Erinnerung durch das erlittene Trauma in Fragmente zerstückelt war. Das Darüber-Sprechen konnte nie fließen, ihre Erfahrungen konnten sie nicht teilen; so blieb ihr Erleben weithin unausgesprochen. Ich stelle mir vor, dass es sich angefühlt haben muss wie eine Art gestauter Schrecken.

Durch die Stolpersteine kommt das Erzählen in Gang. So kann durch unser Erzählen verstummt Menschen, z.B. meinen Großeltern, meinem Vater und Frau Jankau, ihre durch den nationalsozialistischen Faschismus genommene Würde zurückgegeben werden.

Die Verlegung der Stolpersteine soll in erster Linie an ihr Leben erinnern. Dass dies heute geschieht, dafür danke ich Herrn Demnig, der Stolperstein-Initiative Heidelberg und Frau Rink. Deshalb heute diese Geschichte, denn die Auseinandersetzung mit dem Gegenwärtigen verweist immer auf die Vergangenheit. Das eine ist ohne das andere nicht zu verstehen.

(Flora Asseyer)